

(Nachdruck verboten.)

84]

Was ist Ruhm?

Roman von Max Krejer.

Kempen war heute allein, denn Klara hatte den Wunsch geäußert, noch einmal in die Ausstellung gehen zu dürfen. Gern wäre er mitgegangen, aber er wollte mit ihr nicht gesehen werden, denn sobald sich ein Künstler mit seinem Modell zeigte, waren die Kollegen mit ihrer Meinung über beide fertig. Er hatte auch einen förmlichen Widerwillen gegen den Ort, wo er zu den Kunstbettlern geworfen worden war.

„Dann wird sie vielleicht Lorenzen treffen,“ warf Walzmann harmlos ein. „Du weißt, er läuft jetzt da als zweiter Marzib herum. Die erste Silbe paßt besonders auf ihn.“

Kempen aber ging nicht näher darauf ein, denn er konnte beruhigt sein.

Als am anderen Morgen Lorenzen auf einige Zeit das Atelier verlassen mußte, weil frischer Ton gekommen war und er dem Mann noch etwas sagen wollte, wurde Klaragesprächig, so daß Kempen sofort auf den Gedanken kam, sie wolle ihre Eindrücke nur hinter des Freundes Rücken anbringen, weil sie wußte, daß die beiden in letzter Zeit nicht mehr über ihre ausgestellten Werke sprachen. Lorenzen hatte allerdings sein Bedauern ausgedrückt, daß man Kempen so schlecht behandelt habe, wobei es aber auch nach einer pomadigen Antwort geblieben war. Dann aber ärgerte es den Blondin, daß der andere mit keinem Wort auf die Leda und die Nymphe zu sprechen kam, um so mehr, als er das Bewußtsein hatte, ihn tüchtig hinter seinem Rücken gelobt zu haben. Und Kempen grockte ihm, weil er nicht mehr als die paar Worte gefunden hatte, was sich seit gestern, wo Walzmann ihm Lorenzens Ansicht übermittelt hatte, noch mehr in ihm eingegriffen hatte.

Es war eben die Verstimmung zweier Seelen, die, seitdem häßliche Hände hineingegriffen hatten, nicht mehr harmonisch zusammenklagen und das eigene Leid selbst austönen ließen.

„Wissen Sie,“ begann Klara, „es waren da zwei Herren, der eine schien von der Zeitung zu sein, denn er machte sich Notizen im Katalog. Er sprach nicht günstig, so daß ich mich ordentlich ärgerte. Aber der andere war Feuer und Flamme für Sie, und das versöhnte mich wieder. Er schnauzte ihn förmlich an, und alle Augenblicke sagte er: „Ist es nicht so, Felix?“ Er hatte viel Uffiges, so in seinem Wesen, wissen Sie. Ich hielt ihn sofort für einen bedeutenden Mann. Es kam auch noch ein dritter hinzu, der ihn mit Professor anredete. . . . Wissen Sie, was ich tat, Herr Kempen? Ich stellte mich dicht vor den Kämpfer hin, neben eine fremde Dame, und sagte ganz laut: „Fein-fein, was? Alles fein-fein! Die alten Griechen hätten das nicht besser machen können.“ Und was soll ich Ihnen sagen, die Dame nahm wieder die Bonjette und guckte sich alles noch mal genau an. Und ich schielte beiseite und merkte, wie der eklige Felix ein saures Gesicht machte und wie der Schnauzbar die Augen zukniff und mich vor Vergnügen anlachte — nicht etwa aus Verliebtheit, Gott bewahre! Na, ich werde doch unsere Kunst nicht schlecht machen lassen. . . . Glauben Sie mir, das war bestimmt der bekannte Kritiker.“

Kempen wußte sofort Bescheid, und nicht nur erfreut darüber, daß ein Künstler wie Thormeyer seine Stange gehalten hatte, sondern auch diese einfältige Hexe auf ihre Art für ihn eingetreten war, faßte er sie am Kinn und lobte sie ganz gehörig. „Du bist mal ein geschicktes Mädel, auf das man sich verlassen kann. Sollst heut auch Kuchen zum Kaffee haben. . . . Uebrigens gibst verschiedene zu nähen. Sörgel kann die Sachen holen. Lorenzen hat am Nachmittag etwas vor; ich glaube, Herr von Rensdahl kommt.“

„Rüht Euch nur ruhig, ich sehe nichts,“ fuhr Lorenzen dazwischen, der unerwartet hereingetreten war und die Sache anders auffaßte. Als er draußen ihre durchdringende Stimme hörte, hatte er an der Tür ein wenig geklauscht, und so war er wütend, gerade gestern nicht in der Ausstellung gewesen zu sein, wo er so schon den Abend mit Klara hätte verbringen können; und noch ärgerlicher auf Kempen, der ihr gerade diesen Nachmittag geschenkt hatte, aus Berechnung

natürlich, wie Lorenzen sich einredete, fügte er hinzu: „Ich weiß gar nicht, weshalb Ihr Euch immer vor mir versteckt, und Du gerade, Kempen. Alter Jesuit!“ Im übrigen ließ er sich weiter nichts merken.

Kempen, der den Scherz wohl verstand, sagte nichts, sondern lachte nur bezeichnend. Klara jedoch warf herausfordernd ein: „Denken Sie vielleicht, wir haben Heimlichkeiten? Was wir tun und treiben, kann jeder sehen. Nicht wahr, Herr Kempen?“

Und als dieser dazu abermals lachte, weil er darin nur ein Geständnis ihrer Zuneigung zu ihm erblickte, hatte Lorenzen scharfe Worte auf den Lippen, eingedenk des Tages, wo sie sich von ihm die gleiche Härlichkeit gefallen ließ; aber rechtzeitig unterdrückte er seinen Zorn. Dann jedoch, als sie sich bereit machte, ihm weiter zu der Figur der Poesie zu stehen, die er jetzt im großen Tonmodell fast vollendet hatte, sagte er: „Ich danke, ich brauche Sie heute nicht. Ich werde an der Büste arbeiten.“

„Schön, Herr Lorenzen,“ gab sie ungekränkt zurück, „dann werde ich zu Herrn Kempen gehn, der wartet schon auf mich. Wir haben ja ein neues Relief bekommen.“ Und sofort hüpfte sie von ihrem Tritt herunter und flatterte nach der anderen Seite hinüber, und zwar mit einer gewissen Grobthei, die sie immer zum besten gab, wenn es sich darum handelte, „aus einem Atelier ins andere zu gehen.“

„Bleiben Sie nur gleich ganz da,“ stieß Lorenzen ernst hervor, so daß Kempen ihn erstaunt anblickte.

„Wie Sie befehlen, Herr Lorenzen,“ sagte Klara ebenso feierlich. „Ein hübsches Modell findet überall sein Unterkommen. Jetzt sind Sie ja fertig, jetzt können Sie gut reden. . . . Na, wir werden ja auch mal so etwas zu tun bekommen. Vielleicht noch schönere Sachen.“ Und nun sicherte sie Kempen heimlich mit einem Blick an, als wollte sie sagen: „Fein-fein von mir, was?“

Lorenzen war blaß geworden, und einige Augenblicke war es ihm, als müßte er diese schöne Idealgestalt da vor sich, an der so viel Mühe und verstecktes Sehnen klebte, blindlings in Klumpen schlagen gleich einem Götzenbilde, das ihn während eines Jahres irreführt habe. Aber mit zusammengekniffenen Lippen schluckte er alles herunter, auch diesmal in Geduld sich verzehrend nach der Stunde, da seine heiße Leidenschaft gekühlt werden würde.

14.

Stampf hatte in seiner Zeitung Lorenzen und Kempen zusammen behandelt, den ersteren mit dem gewissen überzuderten Lob, das nach persönlicher Bevorzugung schmeckt, den letzteren mit jenem herablassenden Wohlwollen, das eigentlich noch schlimmer als Tadel ist. Bei Lorenzen war bereits „alles glatt in schöner Auffassung und nahezu vollendeter Technik“, die für das Streben dieses begabten Künstlers zeuge, von dem noch gereifte Werke zu erwarten sein dürften; bei Kempen dagegen war „zwar Kraft vorhanden, jedoch in noch unausgeglichener Weise“, die eines redlichen Strebens bedürfe, um den Kritiker sich ernst mit ihm beschäftigen zu lassen. Lorenzen bekam vierzig Zeilen gewidmet, Kempen wurde mit netto zehn abgefertigt. Und was dazwischen stand, lautete ungefähr: „Ich hätte vielleicht anders über dich geschrieben, aber weshalb hast du dich mit meinem Duzfreund Heilke vertrudelt, mit diesem Mann von anerkanntem Ruf, in dessen Haus ich jahrelang die Gastfreundschaft genieße und der auf meine Zeitung abonniert ist! Tue Ruhe in Sad und Asche, und ich werde dir fürderhin gewogener werden; denn siehe: Alles schwört auf meine Feder. Große Männer muß man glimpflich behandeln, laß dir das zur Lehre dienen.“

Kempen lachte zwar grimmig auf, aber er mußte alles ruhig einstecken, denn das Jupiterhaupt hatte gesprochen, und dagegen kamen die wenigen anerkannten Kritiken nicht auf, denen man nur zu sehr anmerkte, daß sie die Größe der Schöpfung nach der Kleinheit der „Totenkammer“ bemessen hatten. Nur Golding war mit den Plaganordnungsleuten scharf ins Gericht gegangen, hatte von dem vielen Kleinram gesprochen, dem man aus nicht stichhaltigen Gründen bevorzugte Plätze anweise, sich im übrigen aber sehr vorsichtig geäußert und ein Zurückkommen auf diese „immerhin in einem großen Zuge geschaffene Gruppe“ angekündigt, sobald man sie in eine bessere Umgebung und bessere Beleuchtung gerückt

Haben werde. Trotz dieser Kürze rechnete ihm Kempen das offene Wort hoch an, weil er sich erinnerte, in seinem Gespräch mit Thormeyer an jenem Abend bei Heilke sich nicht gerade die Gunst des zuhörenden Golding erworben zu haben. Aber er wartete ebenso vergeblich auf einen Platzwechsel in der Aufstellung, wie auf die kritische Ergänzung dieses Vertreters der neuen Kunstströmung, und so begnügte er sich schließlich mit dem stillen Trost, daß sich eins aus dem andern hätte ergeben müssen.

Während er trotzdem hoffte, daß ein Wunder geschehen könnte, um Walzmanns vorzeitige Reklame wenigstens in etwas erfüllt zu sehen, legte er die Hände nicht müßig in dem Schoß.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In der Tiefe.

Von G. G. Wells.

„Kühl genug wird's ihm sein da drunten,“ sagte Weybridge. „Es heißt, unterhalb einer gewissen Tiefe sei das Meerwasser immer auf dem Gefrierpunkt.“

„Wo soll er wieder heraufkommen?“ fragte Steevens. „Ich hab ganz die Richtung verloren.“

„Dort! Das ist die Stelle!“ erklärte der Kommandant, der sich viel auf seine Umsichtigkeit einbildete. Und er deutete, glattweg, ohne sich weiter zu bestimmen, gen Süd-Ost. „Und“ — fuhr er fort — „es wird jetzt auch gerade an der Zeit sein. Fünfunddreißig Minuten ist er jetzt drunten.“

„Wie lang braucht es, bis man auf den Grund des Meeres kommt?“ fragte Steevens.

„Für eine Tiefe von fünf Meilen, wenn man, wie wir, auf die Sekunde eine Schnelligkeitserhöhung von zwei Fuß rechnet — macht es genau drei Viertel einer Minute.“

„Also ist er überfällig!“ sagte Weybridge.

„Fast!“ sagte der Kommandant. „Wahrscheinlich dauert es eine Meile, bis sein Tau sich wieder aufgewunden hat.“

„Freilich — daran hab' ich nicht gedacht,“ sagte Weybridge, augenscheinlich erleichtert.

Und jetzt begann das Warten... Langsam verstrich eine Minute... keine Kugel schoß über das Wasser empor... Eine zweite Minute... Nichts unterbrach die flache, ölige Dünung... Die Matrosen sprachen voller Eifer vom Aufrollen des Taus, das doch immerhin nicht ganz genau zu berechnen war... Die ganze Meling, das ganze Tafelwerk war von erwartungsvollen Gesichtern... „Hallo, Elstead! Heraus!“ rief ungeduldig ein Matrose mit behaarter Brust. Worauf gleich alle anderen einstimmten und laut schrien, als handle es sich um das Aufgehen eines Theatervorhangs.

Der Kommandant sah ärgerlich nach ihnen hin.

„Selbstverständlich — wenn die Schnelligkeitserhöhung weniger beträgt als zwei,“ sagte er, „so dauert es länger. Wir sind nicht absolut sicher, daß das die richtige Zahl war. Ich habe überhaupt keinen slavischen Glauben an Berechnungen.“ Steevens stimmte wortfarg bei. Zwei Minuten lang sprach niemand auf dem Hinterdeck. Dann hörte man Steevens Uhrdeckel knipsen.

Als einundzwanzig Minuten später die Sonne den Zenith erreichte, warteten sie noch immer auf das Erscheinen des Globus. Nicht ein Mann an Bord hatte auch nur flüsternd auszusprechen gewagt, daß keine Hoffnung mehr war. Weybridge war der erste, der dieser Ueberzeugung Ausdruck verlieh.

Er sprach, während noch der Klang von acht Glas in der Luft hing. „Zimmer hab' ich dem Fenster nicht getraut!“ sagte er ganz plötzlich zu Steevens.

„Großer Gott!“ erwiderte Steevens, „Sie glauben doch nicht —“

„Na!“ sagte Weybridge. Das weitere überließ er der Phantasie des andern.

„Ich habe keinen besonders starken Glauben an Berechnungen,“ bemerkte der Kommandant zweisehend, „und habe darum die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben.“ Um Mitternacht noch freizte das Kanonenboot langsam um die Stelle, wo der Globus versunken war, und der weiße Strahl des elektrischen Lichts stoh und hielt an und strich dann unbefriedigt wieder weiter über die Wüste der phosphoreszierenden Wasser unter den kleinen Sternen...

„Wenn sein Fenster nicht gesprungen ist und ihn zerhimmert hat,“ sagte Weybridge, „so sieht die Geschichte noch verdammt viel böser aus. Denn dann hat sein Uhrwerk versagt, und er ist noch am Leben, fünf Meilen unter uns, tief drunten, im Dunkel und in der Kälte, sitzt dort verankert in seiner kleinen Blase, in einer Tiefe, in die kein Lichtstrahl je gedrungen ist, in der kein menschliches Wesen geatmet hat, seit die Wasser sich gesammelt haben... Und er ist dort, ohne Nahrung, hungrig, durstig, voller Angst, und fragt sich, ob er verhungern muß oder ersticken! Eins von beiden! Der Myer-Apparat wird wohl jetzt ablaufen. Wie lang dauern sie?“

„Herzgot!“ rief er aus, „was für kleine Nichte wir doch sind! Was für tollkühne winzige Waghals! Meilen und Meilen Wasser unter uns — nichts als Wasser, und um uns dies ganze öde Wasser, und der Himmel! Abgründe und Abgründe!“ Er reckte die Hand

aus; und im selben Augenblick schoß ein kleiner, weißer Streif lautlos in den Himmel empor, ward langsamer, blieb stehen, wurde zu einem reglosen Punkt, als ob ein neuer Stern in den Himmel hinaufgefallen wäre... Dann glitt er wieder zurück und verlor sich zwischen den Reflexen der Sterne und dem weißen Schein des Meerleuchtens.

Weybridge blieb regungslos, mit ausgestrecktem Arm und offenem Mund, stehen. Dann schloß er den Mund, öffnete ihn wieder und schwenkte ungeduldig die Arme. Darauf wandte er sich um, brüllte der ersten Wache zu: „Elstead ahoy!“ und stürzte zu Lindley und dem Scheinwerfer. „Ich hab' ihn gesehen!“ rief er. „Dort Steuerbord! Sein Licht brennt... eben ist er aus dem Wasser geschossen! Leuchtet die Strecke ab! Wir müssen ihn treiben sehen, wenn eine Welle ihn hochhebt!“

Aber es wurde Tagesanbruch, bis sie den Forscher fanden. Da freilich überfuhren sie ihn beinahe. Der Kran ward über Bord geschwungen, und ein Boot ausgefehrt, dessen Besatzung die Kette an der Kugel festmachte. Als sie sie an Bord gezogen hatten, schraubten sie die Luke auf und spähten in das dunkle Innere (denn die elektrische Lichtkammer war bloß darauf berechnet, das Wasser um den Globus her zu erleuchten und ließ den eigentlichen Raum völlig im Dunkeln).

Innen war die Luft sehr heiß; der Gummiring, der um die Luke lief, war ganz weich. Keine Antwort kam auf die eifrigen Fragen; nichts regte sich drin. Elstead schien bewegungslos, zusammengesauert am Boden zu liegen. Der Schiffsarzt kletterte hinein, hob ihn auf und reichte ihn den Leuten draußen. Einen Augenblick wußten sie überhaupt nicht, ob Elstead noch lebte oder tot war. Sein Gesicht glitzerte unter dem gelben Licht der Schiffs-laternen vor Schweiß. Sie trugen ihn hinunter in seine Kabine.

Tot war er nicht — wie sich herausstellte — aber in einem Zustand völliger nervöser Erschlaffung und außerdem furchtbar verwundet und zerschlagen. Ein paar Tage lang mußte er einfach vollständig ruhig liegen. Erst nach etwa einer Woche vermochte er von seinen Erlebnissen zu erzählen.

Fast seine ersten Worte waren — er würde die Sache noch einmal machen. Die Kugel müßte umgeändert werden, damit er unter Umständen das Tau ganz von sich werfen könnte... Weiter nichts. Er hatte die wunderbarsten Abenteuer erlebt. „Alle habt Ihr geglaubt, ich würde drunten nichts finden, als Schlamm!“ sagte er. „Habt mich ausgelacht mit meinen Forschungen! Und ich habe eine neue Welt entdeckt!“ Im übrigen erzählte er seine Geschichte in zusammenhangslosen Fragmenten und meist von hinten herein, statt von vorn, so daß sie sich unmöglich in seinen Worten wiedergeben läßt. Immerhin — folgendes ist das Hauptergebnis seines Abenteuers:

Anfangen tat es scheulich, wie er sagte. Er' das Tau abgelaufen war, drehte sich das Ding fortwährend. Wie ein Frosch in einem Fußball kam er sich vor. Sehen konnte er nichts, als den Kran und ein Stück Himmel und dann und wann ein paar Menschen an der Meling. Es ließ sich absolut nicht berechnen, nach welcher Richtung das Ding im nächsten Augenblick rollen würde. Auf einmal gingen aber seine Beine in die Höhe und versuchten, festen Fuß zu fassen, und er rollte kopfüber, irgendwie, auf die Polsterung. Jede andere Form wäre vorzuziehen gewesen. Und doch war die Kugelform die einzig verlässige, bei dem ungeheuren Druck der tiefsten Tiefe. Plötzlich hörte das Schwanke auf. Die Kugel schnellte in die Höhe, und nachdem Elstead wieder festen Fuß gefaßt hatte, sah er ringsumher grünlich-blaues Wasser, durch das von oben ein immer schwächer werdendes Licht sickerte; und ein Schwarm kleiner Lebewesen flutete — so schien es ihm — an ihm vorüber dem Licht zu. Und während er so hinauslickte, wurde es immer dunkler und dunkler, bis das Wasser über ihm finster war, wie der mitternächtige Himmel — wenn auch mehr von grüner Färbung — und das Wasser unter ihm schwarz. Kleine, durchsichtige Gegenstände im Wasser gaben einen schwachen Lichtschimmer von sich und schossen in undeutlichen, grünlichen Streifen an ihm vorüber.

Dabei ein Gefühl, als ob er fiele! Genau, wie das Anziehen eines Lifts, behauptete er, bloß daß es länger dauerte. Man muß sich vorstellen, was das sagen will — dies Länger-Dauern! Das war der einzige Augenblick, in dem Elstead seine Waghalsigkeit bereute. Er sah plötzlich alle Gefahren, die ihm drohten, in einem ganz neuen Licht. Er dachte an die großen Tintenfische, die, wie man wußte, in den mittleren Wassern existieren — Geschöpfe, die man ab und zu in halbverdaulichem Zustand in Walfischen oder tot und zerwest und halb von Fischen zerfressen auf den Wellen schwimmend findet. Wenn einer ihn anpate? Und nicht mehr los ließ? War das Uhrwerk wirklich zur Genüge erprobt? Aber — ob er nun weiter wollte — oder lieber umgekehrt wäre — das hatte jetzt überhaupt nichts mehr zu sagen...

(Fortsetzung folgt.)

Kinderbücher und Jugendschriften 1910.

Beschäftigungsbücher.

Die begonnene neue Arbeit wird mit ruhigen Schritten fortgesetzt. Die guten Malbücher des Verlages von Scholz in

Malz haben sich um weitere Proben vermehrt: ein Heft „Kinderleben“ von Müller-Münster, ein zweites Blumenmalz von Irene Braun, ein Postkarten-Malz von Schmidhammer (je 50 Pf.). Kindern, die schon einige Uebung im ruhigen, sauberen Pinselführen haben, können die Hefte Freude bereiten. Auch das schöne „Subvalleria“-Malzbüchlein von Josef Mauder (Schreiber, Eßlingen) ist nicht für Anfänger, obwohl es gleich den Scholzeischen Heften ausgemalte Vorlagen mitgibt. Von diesen Vorlagen sieht Ernst Müller-Gräbes: „Willst Du malen?“ (Schreiber, Eßlingen, 25 Pf.) ab; der Phantasie des Kindes soll freier Spielraum gelassen, es soll zur eigenen Beobachtung der Farbe angeregt werden. Gut. Aber der Anfänger braucht dazu möglichst einfache Ausmalaufgaben, und die in diesem Heft sind nicht ganz einfach. Auf die Malanweisungen dieses Heftes sei aufmerksam gemacht. Ein großes Bedürfnis befriedigen die von dem Dresdener Lehrer Th. Göhl verfaßten „Anleitungen zum Vorzeichnen“ (80 Pf.), die Eltern und Lehrern sagen, wie sie ihren Kindern Helfer werden können. Göhl will nichts als das Natürlich-Charakteristische des zu zeichnenden Gegenstandes für den Beginn der Arbeit gelten lassen. In vier Heften leitet er an: Nadelbaum und Nadelwald, Laubbaum und Laubwald, Menschen und Bauten charakteristisch, natürlich zu erfassen. Weiter veröffentlicht er eine neue Folge Hefte für „Auschnide-Arbeiten“, wiederum prächtige Sachen, die darauf ausgehen, mit Hilfe von Stumpfpapier und Schere Auge und Hand zugleich zu üben und zu entwickeln. Endlich verdanken wir Göhl eine sehr erwünschte „Anleitung zum Formen in Ton und Plastilin“. Um diese Hefte (auch bei Schreiber, Eßlingen, 80 Pf.) werden die Käufer sich reißen. Denn die Erkenntnis, daß die Beschäftigung der Kinder mit Formmasse ein herrliches Mittel ist, dem Spieltriebe höhere Ziele zu weisen, hat in den letzten Jahren gute Fortschritte gemacht. Mit Tonmasse weiß das Kind sich viel eher abzufinden als mit dem Malzpinsel. Selbst Sechsjährigen schon kann man sie in die Hand geben. Der Kreis dieser Arbeiten wird geschlossen durch die schon bekannten Beschäftigungsbogen für Laubsäge, Schere und Glanzpapier und die heimatkundlichen Baubogen, denen Josef Mauder noch einen interessanten Modellier-Baubogen beigelegt hat. Die Beschäftigungsbogen (sie kosten 20 und 40 Pf.) gehen alle darauf aus, dem Kinde Lust zu selbsttätigem Erfinden zu machen, es von der Abhängigkeit von Vorlagen zu befreien.

Märchen, Sagen, Schwänke.

Von den kindlichen Bilderbüchern führt der Weg der kleinen Leserschaft aufwärts zum Märchen. Immer wieder freut man sich über die sehr glücklich gewählte Form der Scholzeischen deutschen Bilderbücher. Ihre Einzelmärchen sind Bücher der ersten Schwelge. Ein solcher Märchen sind bis jetzt erschienen, und zu jedem hat ein anderer Künstler die Bilder geschaffen. Diesmal sind zwei Bücher herausgekommen, die beide gegliedert sind. „Brüderchen und Schwesterchen“ (1 M.) ist durch F. Müller-Münster vor allem ein schönes deutsches Waldbuch geworden, und Eugen Dikwald hat aus dem „Wolf und den sieben jungen Geißlein“ (1 M.) natürlich ein lustiges Lämmerhüpfen gemacht. Ein rechter Gewinn ist das zweite der Blauen Bändchen (Schaffstein, Köln, 30 Pf.), das 25 Tiermärchen „Von Hühnchen und Hähnchen und anderen Tieren“ in gut verbundenen Gruppen aufgereiht hat. Auch für dieses Heft hat Max Slevogt die Bilderchen gezeichnet. Man atmet wirklich auf, daß diese wohlfeilen Hefte sich eingestellt haben. Volz gibt in den „Quellen-Büchern“ (Jugendblätter, München, je 25 Pf.) zwei Hefte „Andersens Märchen“ und auch ein Heft „Till Eulenspiegel“ kann man da begrüßen. Ein großer Band „Andersens Märchen“, den der Prüfungsausschuß des Charlottenburger Lehrervereins schon im vorigen Jahre (leider erst kurz vor Weihnachten) herausgab, wird wertvoll durch die mit der Schere geschnittenen Bilder von Johanna Vedmann. (Schiller-Buchhandlung, Charlottenburg, 4 M.) Ich möchte wohl, auch in der Arbeiterschaft reife vielen die Kunst des Bilderbetrachtens so, daß sie die feine Freude herausspüren können, die an diesen Bildern geschaffen hat und in sie eingegangen ist. Leider ist diese Seh Kunst den Generationen der letzten Jahrzehnte, der Jahrzehnte der Photographie, sehr verloren gegangen. Von der Umrislinie soll dem Betrachter sich die schwarze Fläche lebendig füllen, das kann natürlich nur dem Betrachter gelingen, der so mit offenen Augen Eindrücke aufnahm und aufspeicherte. Zum Schönen des Buches muß vor allem auch das Geruch und Gemurzel pflanzlichen Lebens gezählt werden, das vom Glanz der freiwachsenden Natürlichkeit heimlich-strohe Lieder singt. Viel Frauliches war in der Art Andersens, Frauliches mit dem Gang zu romantisch-weichem Wesen; Johanna Vedmanns Bilder sind auch fraulich, sie lieben das Zartfeine, ohne aber weichlich zu sein. So ist auch die deutsche Märchendichterin Sophie Reinheimer geartet, die gleich Andersens alle Dinge menschlich besammelt und so für ein Märchenleben reif macht. Von ihrer Märchenammlung ist jetzt ein hübsches Auswahlbändchen: „Wetterwöllchen“ („Hilfs“-Verlag, 1 M.) erschienen.

Sammelbücher aus alter Volksdichtung bringt jedes Jahr neu. Der Verlag der Jugendblätter (München) reiht seinen „Büchern der deutschen Jugend“ (geb. 1,50 M.) einen Band „Deutsche Sagen von den Brüdern Grimm“ ein; die Zusammenstellung zu Stoffgruppen erhöht den Wert solcher Sammlungen sehr. In Schaffsteins Volksbüchern ist mehreres aus Schwab's Volksbüchern er-

halten. Ein Band mit dem „Armen Heinrich“ und der Liebesmär von „Flos und Blanflos“ (1,30), ein anderer mit den Redengeschichten vom „gehörnten Siegfried“ und dem gewaltigen Schläger der Artusritterschaft „Wigoleis vom Rade“ (1,30 M.). In bunter Aufreibung haben Hemmiger und Garten aus vier Jahrhunderten deutschen Humors zur Verlesung für Jung und Alt „Hundert Schwänke und Schelmenstreiche“ (A. W. Franke, Stuttgart, 2 M.) zusammengestellt: ein gutes Buch von kräftiger Würze, mit Bildern von Barlösius u. a., die den Strich der alten Holzschneidbilder in guter Anpassung an den Inhalt mitwirken lassen.

Jugendbüchereien.

In der Jugendgeschichten-Literatur hat der Kampf gegen die Schundbücher ein großes Anbränden bewirkt. Die beiden Sammlungen der Lehrerschriften: Die „Deutsche Jugendbücherei“ und die „Bunten Bücher“ sind Heft um Heft vorgefallen, ihr Programm hat sich nicht geändert: die abenteuerliche Erzählung, die literarische und pädagogische Ansprüche befriedigen kann, wird in Massen gegen den Feind geworfen und die Ziffern der Auflagen wachsen. Auch die Schatzgräber-Hefte des Dürerbundes haben einen Fortschritt zum Zweckdienlichen zu verzeichnen. Neben diesen führenden Unternehmen, die vor allem das Gute wohlfeil geben wollen, sind neue Volksbücher-Sammlungen ins Leben gerufen worden. Schaffsteins Volksbücher und Scholz' Mainzer Volks- und Jugendbücher stehen nicht mehr allein. Der Hamburger Verlag von Alfred Janssen hat eine Sammlung Wissenschaftliche Volksbücher (je 1,50 M.) begonnen, die ihr Augenmerk auf die großen naturwissenschaftlichen, erdlandischen, geschichtlichen, technischen Werke richten wollen, und bei George Westermann in Braunschweig gibt Friedrich Düsel „Lebensbücher der Jugend“ (je 2 bis 3 M.) heraus, deren Auswahl durch die Absicht bestimmt wird, der Jugend dichterisch und künstlerisch vollwertige Werke von dauerndem Wert in die Hände zu legen. Beide Unternehmen sind ernsthaft geleitet. Janssen wartet mit einem Eben Hedin-Reisebuch, einem Buch über die Anfänge der Luftschiffahrt, einem Bände aus Zimmermanns Großem deutschen Bauernkrieg auf; und von Westermann liegt ein neuer Druck von Erdmann-Chatrians wohlbeleumundeter „Geschichte eines Netruen“ und ein fröhlicher Indianerroman „Astoria“ vor. Das alles kann man zunächst mit Dank hinnehmen; das neue Arbeitsjahr wird das Bild vollständiger machen.

Ueberschaubar man, was in den letzten Jahren an Volkserzählungen herausgebracht wurde, so findet sich da ein Uebermaß von Kriegs- und Kampfgeschichten aller Art: Schwert- und Sporenkrieger werden in alter Heldenpoie oder in der volkstreuherzigen Haltung, deren Subordinationswilligkeit als stilles Heldentum gefeiert wird, vorgeführt. An dem guten Wege, den Gustav Falke in seinem „Maus Värilappe“, dem Schneiderjungen mit dem großen Körper und der furchtjamen Seele findet (Scholz, Mainz, 3 M.), gehen andere Jugenddichtsteller weit vorbei. Es fehlt hier nach wie vor an Männern, die das Volkstümliche Programm heilig halten können, daß die Jugendgedichte dichterisch und künstlerisch vollwertig sein müsse, und immer wieder heißt's vor allem: aus der Masse des vorhandenen Guten schöpfen, wie Karl Ferdinands das in seinem nicht übel gelungenen Sammelbuche „Aus der goldenen Schmelde“ (Alfred Hahn, Leipzig, 3 M.), getan hat: einem Buche mit etwa zwanzig Geschichten auf dritthalbhundert Seiten.

Wenn aus dem guten Alten solche Erzählungen wie Coopers Lederstrumpf-Geschichten in so sauberen Neudruden hervorgeholt werden, wie die in Max Hesses Volksbüchern (fünf 2 Marl-Bände) oder gar wie die kostbare Ausgabe mit den reizvollen Initial-Bildchen von Slevogt (fünf große 4 Marl-Bände), so stimmt man dem gerne bei. Aber es fehlt an anderem: an einem systematischen Ausschöpfen der Reise-Literatur. Seltsam ist dies Zurückbleiben hinter dem Bedürfnis, von dem jede Volksbibliothek zu berichten weiß. Mit Befriedigung sieht man hier Volz wieder in erster Linie schreiten: in den neuen Quellen-Büchern gibt er ein Heft Alexander von Humboldt, das aus der Reise in die Äquinoctial-gegenden Amerikas eine Seefahrt und die Besteigung des Pils von Teneriffa bringt. Das Heft hat den Titel: „Von Corunna nach Cumana“ (Jugendblätter, München, 25 Pf.). Von dem guten Hedin-Bande des Janssen-Verlags war schon die Rede. Ein Buch vom Eskimoleben veröffentlicht der Verlag von Schaffstein, Köln, mit der reich durch photographische Bilder belebten Erzählung von Josephine Diebitzsch „Pearly, das Schneekind“: einem Bunde, das der schulpflichtigen Jugend beiderlei Geschlechts von einem aufgefundenen Eskimokinde berichtet, und zwar in einer Form, die den Leser das Eskimodasein mitleben läßt. Das schöne Buch kostet nur 2,80 M. Ich will diese Uebersicht abschließen mit dem dringenden Wunsch, das neue Jahr möge ein Verlegerunternehmen entstehen lassen, das sich ganz der Herausgabe einer Volksbücherei guter Reiseerzählungen widmet.

Neue Kochapparate.

Unsere moderne Technik, die so hoch entwickelt ist, daß man wohl sagen kann, sie ist imstande, jedem praktischen Bedürfnis Befriedigung zu verschaffen, hat lange vor dem Reiche der Hausfrau

Halt gemacht. Erst die allerletzte Zeit hat hierin Wandel zu schaffen begonnen, als die Arbeitskraft der Frau in steigendem Maße außerhalb der häuslichen Sphäre in Geld umgekehrt wurde und nun die Konflikte zwischen Haus- und Erwerbsarbeit unvermeidlich wurden. Ein Gang durch unsere großen Haus- und Küchenmagazine zeigt uns heute eine Fülle von neuen Gerätschaften, von kleinen und größeren Maschinen zur Erleichterung der verschiedensten häuslichen Verrichtungen. Leider finden sie im proletarischen Haushalt nicht in dem Maße Verwendung, wie es im Interesse der vielgeplagten Hausmütter erwünscht wäre. Die Frauen sind von altersher daran gewöhnt, daß mit ihrer Arbeitskraft schrankenloser Hausbau getrieben wird, und so machen sie sich vielfach ein Gewissen daraus, kleinere oder auch größere Summen für hauswirtschaftliche Maschinen auszugeben. Lieber macht sich die Hausfrau selbst zur Maschine, um mit den primitivsten Mitteln zu wirtschaften, zu kochen, zu waschen. Das ist in den allermeisten Fällen verkehrte Sparsamkeit, weil sie die berufstätige Hausfrau an rationaler Arbeitsleistung hindert. Wirklich rational ist aber nur die Arbeit, die mit dem geringsten Aufwand an Zeit, Kraft und Geld geleistet wird. Die Lösung dieser Aufgabe ist in dem heutigen Einzelhaushalt ohnehin schwierig genug, denn er bedingt an sich eine gewisse Verschwendung von Arbeitskraft.

Küche und Kocher sind die Gebiete, die am wenigsten eine Vernachlässigung vertragen, wenn die erwerbende Hausfrau in dem Widerstreit ihrer zahllosen Pflichten die eine oder andere notgedrungen hintenstellen muß. Gesundheit und Arbeitsfähigkeit leiden sehr bald, wenn die Nährstoffe der Speisen nicht durch sorgfames Kochen richtig aufgeschlossen werden. Auf einen höchst originellen Ausweg sind da Apoldaer verheiratete Fabrikarbeiterinnen verfallen. Wie Band 3 der Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten, Jahrgang 1908, erzählt, tragen die Frauen das zum Kochen oder Braten vorbereitete Mittagessen frühmorgens, bevor sie zu ihrer Arbeitsstätte gehen, zum Wäcker, der die Töpfe im Backofen so aufstellt, daß die Speisen mittags zum Essen fertig abgeholt werden können. Nicht selten hat der Wäcker 25 bis 30 solcher Töpfe im Ofen stehen, für die je nach der Größe 5 bis 10 Pf. „Backgeld“ entrichtet werden. Solcher gefälliger Wäcker dürfte es außerhalb Apoldas wohl nur in ganz kleiner Anzahl geben. Die meisten erwerbstätigen Hausfrauen müssen sich auf andere Weise zu helfen suchen. Die Reuzzeit bietet ihnen eine Reihe von Erleichterungen, die es ihnen ermöglichen, die teureren Lebensmittel vollkommen auszunützen und einen größeren Teil ihrer Kraft durch Ersparnis von Zeit bei der Hausarbeit für die Berufstätigkeit, für ihre Weiterbildung oder ihre Betätigung in der Organisation freizuhalten.

Heimarbeiterinnen, die im Winter auf eine warme Wohnfläche Wert legen, dürfte der vervollkommnete Grudeherd nützlich sein. Die Uebelstände, die die alten Grudeherde hatten, wie man sie vor Jahrzehnten öfters in Arbeiterhaushaltungen antraf, sind neuerdings beseitigt worden. Im Betrieb sind sie noch immer außerordentlich billig. Man rechnet pro Stunde $\frac{1}{3}$ Pfennig für das Heizmaterial, das den Ofen Tag und Nacht gebrauchsfertig erhält. Die Vorrichtung, die die Wärme im Winter in der Küche zusammenhält, kann im Sommer abgestellt werden. Staub-, Rauch- und Dunstentwidelung fallen bei dem neuen System fort. Auch kann man in den verbesserten Grudeöfen mit gutem Gelingen braten und backen.

Frauen, die außer dem Hause tätig sind, leisten die verschiedenen Systeme von Kochkisten vortreffliche Dienste. Sie entheben die Hausfrau, nachdem sie die Speisen angekokt hat, jeder Beaufsichtigung der Gerichte. Es brennt nichts an, es kocht nichts über, und die mit einem Heizstein verheizenen Heizgeländchen brauchen kaum mehr Zeit zur Fertigstellung der Mahlzeit als auf dem Herde üblich ist.

Noch Besseres leistet der Russo-Kochapparat der Deutschen Glühstoffgesellschaft in Dresden. Er erspart der Hausfrau sogar das Vorlocken der Speisen. Eine bestimmte Anzahl von Glühstoffwürfeln, die überall billig käuflich sind, wird mit ein wenig Spiritus in Brand gesetzt. Die Speisen werden kalt in den Apparat über einander gestellt, und die von den Glühstoffkörpern ausgehende Hitze bewirkt in wenig mehr als der normalen Kochzeit auf Gas ein vollkommenes Garwerden der Speisen, ohne daß ein Anbrennen zu befürchten ist. Ist die Feuerung nach etwa zwei bis zweieinhalb Stunden erloschen, dann hält der Russo-Apparat wie eine Kochkiste die Wärme zusammen, so daß man das Essen noch nach sechs, acht und mehr Stunden heiß und schmackhaft vorfindet. Man kann verschiedene Speisen für 1—14 Personen zu gleicher Zeit darin braten, kochen, kochen usw. und hat nur zu beachten, daß die intensiveren Hitze brauchenden Gerichte in den unteren Topf kommen. Sie werden dann mit den Speisen in kürzerer Kochdauer im oberen Teil des Apparats gleichzeitig gar. Der Russo-Kocher ist leicht transportabel, man kann ihn überall, im Zimmer ebenso gut wie im Freien in Betrieb setzen. Nach dem Verbrennen der geringen Spiritusmenge, die zum Anzünden der Glühkörper erforderlich ist, arbeitet der Apparat geruchlos und ohne lästige Wärmeentwidelung. Er eignet sich deshalb in erster Linie für solche Arbeiterinnen, die kein besonderes Kochgelag haben, sowie für Haushaltungen, in denen die Möglichkeit, einen Gasherd in Verbindung mit einer Kochkiste zu benutzen, fehlt. Ueberläßt man den Russo-Apparat sich selbst auf längere Zeit, so tut man gut, Speisen

von langer Kochdauer zu bereiten, um die Feuerung gehörig auszunützen. Im übrigen ist seine Verwendung so gut wie unbeschränkt.

Allen diesen neuen Kochvorrichtungen ist nachzurühmen, daß sie im Betriebe äußerst sauber sind und daß sie das Kochgeschirr außerordentlich schonen. Jede hat ihre besonderen Vorzüge und nur ein Nachteil ist ihnen gemeinsam: sie sind noch nicht so billig, wie es ihrer Verbreitung in den weitesten Kreisen der Arbeiterkaste dienlich wäre. Doch sind sie auch nicht unerwähnungswürdig teuer, besonders wenn man bedenkt, daß sie nicht nur der Hausfrau viel Ärger und unnütze Planderei ersparen, sondern daß ihre Annehmlichkeiten auch der ganzen Familie Tag für Tag zugute kommen.

In einigen großen Haushaltmagazinen Berlins werden die hier beschriebenen Apparate an bestimmten Tagen im vollen Betriebe vorgeführt. M. Kt.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Licht und Schatten, Wochenschrift für Schwarz-Weißkunst und Dichtung. (Herausgegeben von Hanns von Gumpenberg, München. Preis des Hefts 20 Pf.) Aus Licht und Schatten weht das Leben. Von Zeit zu Zeit tut es dem inneren Auge gut, die Dinge der farbigen Sinnlichkeit entkleidet und auf das Wesentliche eingeschränkt zu sehen: auf Fled und Linie, Proportion, Kurvenzug und Gelenkpunkt. Alle Zeichnung ist Abstraktion; aber gerade durch das Abstrahieren des Gemeingültigen aus dem Alltäglichen und Zufälligen wird die Form offenbar. Der Glaube, daß die auf dem Papier stehenden Hieroglyphen Sinnbilder und Spiegelungen des Lebendigen sind, gehört zu den stärksten Lockmitteln der Kunst. Diese Erwartung, daß die Striche sich regen und atmen werden, wird nun durch die Hochspannung der Zeichnung (wenigstens was das Prinzip betrifft) bestiger erregt, als es der mit Materie mehr belastete Malerei meist gelingt. Daher kommt es, daß kunstfreundige Leute Zeichnungen oft höher schätzen als Gemälde. Sie empfinden eben die Architektur und das Gewirk aus Schwarz und Weiß stärker, eindringlicher und männlicher als jeglichen Farbentraum. Zeichnungen kommen dem Beschauer näher, sie geben sich rückhaltloser, sie sind schneller zu erfassen und zu verstehen. . . Solches Erwägen kommt dem Nachdenklichen beim Durchblättern der neuerscheinenden Wochenschrift „Licht und Schatten“. Es war durchaus richtig, ein Blatt zu schaffen, das prinzipiell auf jede Farbe verzichtet, um die Analyse der Zeichnung zu pflegen. Wir begeben den besten unserer Griffelkünstler; man trifft Landschaften, Menschen, wilde und lyrische Geschehnisse. Die einzelnen Werke sind gut reproduziert und stehen auf wirksamem Papier. Der Eindruck des Billigen und der Massenausgabe wird einem erspart. Zu den Mitarbeitern zählen Liebermann, Siebrog und Ludwig von Hofmann, aber auch Thoma, Stud und Julius Diehl. Das Literarische wird von empfindsamen Geistern wie Hugo Salus, Emile Verhaeren, Stefan Zweig, César Flaischlen und Richard Dehmel bestimmt.

Astronomisches.

Der Halleische Komet nimmt Abschied. Während die undankbare Masse der Menschheit den Halleischen Kometen schon fast wieder ganz vergessen hat, haben die Astronomen sich noch in den letzten Wochen an seinem Anblick erfreuen können. Allerdings bietet er nunmehr ein noch weniger aufregendes Schauspiel dar als in den ersten Monaten dieses Jahres. Befindet er sich doch jetzt die stattliche Strecke von 600 Millionen Kilometern von der Erde entfernt, und da sein Licht dementsprechend abgenommen hat, so ist es gewiß ein Triumph der menschlichen Wissenschaft und Technik, daß man ihn überhaupt noch dem Auge sichtbar machen kann. In den Tagen vom 7. bis 11. November wurde der Komet mit dem Spiegelfernrohr der ägyptischen Staatssternwarte in Helwan mehrfach photographiert. Die für die Bahn des Kometen nach den diesjährigen Beobachtungen aufgestellten Berechnungen erwiesen sich als bis auf 0,2 Minuten genau. Die Helligkeit wurde nach dem Wilde auf den photographischen Platten auf die Größenklasse 14 $\frac{1}{2}$ geschätzt. Da die fünfzehnte Größenklasse von Bestirnen die Grenze der Sichtbarkeit selbst für die größten Fernrohre bezeichnet, so wird dies wohl der letzte Abschied des Halleischen Kometen für seine diesmalige Annäherung gewesen sein. Dann also auf Wiedersehen im Jahre 1975! — Allerdings hat nach einer weiteren Mitteilung der „Astronomischen Nachrichten“ Professor Barnard an der Yerkes-Sternwarte vermutlich mit deren Refraktor, dem größten der Welt, den Kometen am 11. November unmittelbar gesehen und ihm danach immerhin noch eine Helligkeit der 11. Größenklasse zugeschrieben. Dieser Unterschied zwischen den beiden Beobachtungen ist deshalb besonders bemerkenswert, weil er andeutet, daß die Wahrnehmung mit dem bloßen Auge und durch Vermittelung der photographischen Platte zu verschiedenen Schätzungen der Helligkeit führt.